



Saarland

Der grüne Sessel: Zehn Lebensgeschichten

QUARTIERSPROJEKT „NACHBARN KOMMEN ZUSAMMEN“

Der grüne Sessel: Zehn Lebensgeschichten aus Völklingen



Das AWO Quartiersprojekt „Nachbarn kommen zusammen“ haben wir im April 2018 in Völklingen-Wehrden gestartet. Unser Ausgangsziel war unter anderem, die Einwohner*innen, vor allem ältere Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, in alltäglichen Problemen zu unterstützen und ihnen vor Ort die Möglichkeit anzubieten, sich im sozialen Leben zu engagieren. Um diese Ziele erreichen zu können, entwickeln wir Angebote und Veranstaltungen, damit die Einwohner*innen – wie der Titel des Projekts es schon aussagt – mit ihren Nachbar*innen

zusammenkommen, um sich besser kennenzulernen. „Nachmittagstee mit dem grünen Sessel“ ist eines dieser Angebote.

Der grüne Sessel ist ein Symbol für Erzählungen. Wer sich dazu bereit erklärt, sitzt auf dem Sessel und fängt an, ihre oder seine Lebens- oder Migrationsgeschichte von der Kindheit bis heute meistens mithilfe mitgebrachter Fotos, Briefe oder Behördenbescheide zu erzählen. Fotos, die auf Hochzeiten, während einer Schiffsreise oder aber auf der Flucht oder auf einem Markt

in den vierziger oder fünfziger Jahren aufgenommen wurden; Briefe, die im Krieg von Soldaten an ihre Familie geschrieben oder in der Zeit des Kriegszustandes zensiert wurden; Behördenbescheide, die Erfolge, aber auch beispielsweise den Verlust eines Beins im Krieg dokumentieren.

Die Erzählungen waren bewegend und brachten unterschiedliche Gefühle mit sich. So waren wir manchmal traurig oder besorgt, aber meistens fröhlich und beendeten den Nachmittagstee immer gut gelaunt, ohne zu vergessen, den nächsten Termin festzulegen. Dafür brauchte ich nicht mehr zu sorgen, denn das Angebot des Quartiersbüros wurde zu einem Teil des Lebens der Teilnehmer*innen, worüber ich mich außerordentlich freue.

Als **Herr Özkara** von seiner verstorbenen Frau und **Neruz** von ihrer Flucht und ihrem Heimweh so bildlich erzählten, vergoss jeder mit ihnen zusammen einige Tränen.

Wir waren stolz auf **Salima**, als sie mit ihren noch geringen Sprachkenntnissen ihre Lebensgeschichte in deutscher Sprache so toll berichtete.

Matilde hat uns immer wieder zum Lachen gebracht. Ihr Humor begeistert mich bei jedem Treffen erneut.

Sehr positiv überrascht waren wir von **Tante Tuntul** (Tuntul Teyze), die immer wieder „Ich kein Deutsch!“ sagte, aber an diesem Tag die Übersetzerin oft unterbrach und auf Deutsch so schön weitererzählte. Hierzu geht meinen Dank an ihre Tochter Kezban Kahveci.

Während der Erzählung von **Herrn Flick** haben wir die traurige Kriegszeit, Armut und Hunger mitempfunden, uns aber gleich danach gefreut über die Entwicklung Deutschlands im Zuge der Kohleindustrie und unter der Mitwirkung der Gastarbeiter*innen, die nun als Bürger*innen mit ihren Kindern mit am Tisch sitzen. In diesen Zeiten hat Herr Flick mit ihnen zusammen hart gearbeitet, sie unterstützt. Er ist auch für unser Quartiersprojekt ein zuverlässiger Unterstützer. Ohne ihn kann ich die Quartiersarbeit nicht vorstellen. Er ist zum Glück auch ein Genießer des Lebens. Deswegen kam zum Schluss seiner Erzählung das Beste: die Sehenswürdigkeiten im Saarland.





Herr Petry hat sehr gute Kenntnisse unter anderem zur Geschichte sowie Architektur Wehrdens. Dieses Wissen, gemeinsam mit seiner Lehrfähigkeit, hatte zum Ergebnis, dass wir den Stadtteil in den fünfziger Jahren imaginieren und uns in die damals hier lebenden Menschen hineinversetzen konnten.

Herr Vitello war der letzte Erzähler aus dieser Runde. Während seiner über eine Stunde dauernden Erzählung waren alle so aufmerksam wie nie zuvor. Dies lag nicht nur daran, dass sie interessant war, sondern auch an seiner sehr angenehmen Gesprächsart und der Geschicklichkeit, sich in der deutschen Sprache auszudrücken.

Maria kann vieles sehr gut – zwei Sachen aber ganz besonders: backen, kochen – und Unterlagen aufheben. Man bekommt selten die Gelegenheit, solche alten Briefe und Zeugnisse in echt zu sehen. Außerdem haben Salima und sie bei jedem Treffen hervorragend für unser leibliches Wohl gesorgt.

Grazyna ist unser Blümchen (so sagt sie zu denen, die sie mag) und füllt einen Raum mit Fröhlichkeit und Wärme – solange es darin keine Impfgegner*in gibt. Es ist toll, dass wir sie haben!

Insgesamt waren alle Geschichten eine Bereicherung, und ich bin außerordentlich froh, die Erzähler*innen dadurch besser kennengelernt zu haben. Die Idee des grünen Sessels wird in einem anderen Konzept weiterhin zum Einsatz kommen. Darauf bin ich sehr gespannt, und ich hoffe, dass wir die Leser*innen mit einer Folgebroschüre nochmals begrüßen dürfen.

Zum Schluss möchte ich meinen herzlichen Dank an unsere Protokollantinnen, Betül und Nergiz, aber vor allem an unsere Erzähler*innen richten für ihr Vertrauen, ihre Mitwirkung, ihr Engagement, ihre Offenheit und Bereitschaft dafür, anderen zuzuhören.

**Eure Quartiersmanagerin
Dr. Şennur Ağırbaşı**



Liebe Vöklingerinnen und Vöklinger,

mit dem Projekt „Nachbarn kommen zusammen“ hat das AWO Quartiersmanagement in Völklingen-Wehrden es auf besondere Art und Weise geschafft, das Gemeinwesen und das Gemeinschaftsgefühl der Einwohnerinnen und Einwohner im Stadtteil zu stärken. Gerade ältere Menschen und Menschen aus verschiedenen Kulturen erhalten Unterstützung und können am sozialen Miteinander teilhaben. Ein Baustein dieses Projektes, das nun schon seit vier Jahren erfolgreich durchgeführt wird, ist der „Nachmittagstee mit dem grünen Sessel“.

Bewegend, fesselnd, spannend, wissenswert – so könnte man die persönlichen Lebensgeschichten beschreiben, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf dem grünen Sessel den Zuhörerinnen und Zuhörern erzählen. Man kann regelrecht eintauchen in die Biographie des Erzählenden. Berichte aus einer Zeit, die die jüngere Generation eigentlich nur noch aus dem Geschichtsunterricht kennt.

Diese Menschen waren hautnah dabei, erlebten Kriege oder flüchteten aus ihrer Heimat nach Deutschland und wurden in Völklingen heimisch. Sie erlebten Armut und Hunger oder kamen als Gastarbeiter nach Völklingen, waren beim Aufstieg der Kohle- und Stahlindustrie in Völklingen dabei und leben mittlerweile seit mehreren Generationen in unserer Stadt.

Es sind Geschichten, wie sie nur das Leben schreibt. Authentisch, berührend, aber auch wissenswert und bereichernd. So konnte man



auch viel über die Vergangenheit und Entwicklung Wehrdens erfahren und seine Heimat ein Stück weit besser kennenlernen.

Der „Nachmittagstee mit dem grünen Sessel“ bietet den Teilnehmerinnen und Teilnehmern die Möglichkeit, sich in die Erzählenden hineinzuversetzen und auch das eigene Leben und die eigene Einstellung zu reflektieren. Das eine oder andere Problem ist schnell relativiert, wenn man hört, was andere Menschen in ihrem Leben hinnehmen mussten oder gemeistert haben. Die eine oder andere Sicht auf verschiedene Dinge kann sich unter Umständen ändern. Man kann viel auf den eigenen Weg mitnehmen,



wenn man Menschen mit einer derart großen Lebenserfahrung zuhört.

Ich danke der Quartiersmanagerin Dr. Şennur Ağırbaşı für diese tolle Idee, für ihr Engagement und für die erfolgreiche Umsetzung. Ich danke auch allen Erzählenden, dass sie sich für dieses Projekt zur Verfügung gestellt haben und sich den Zuhörerinnen und Zuhörern in dieser Form geöffnet haben. Denn es waren sehr persönliche Geschichten, die mit vielen Gefühlen und Erinnerungen verbunden sind.

Herzlichst

**Ihre Christiane Blatt
Oberbürgermeisterin**

IMPRESSUM

Herausgeberin: AWO Landesverband Saarland e. V.
Quartiersprojekt „Nachbarn kommen zusammen“
Dr. Şennur Ağırbaşı

Text und Redaktion: Marina Hetheier, Nergiz Durulan, Betül Kırtaş und Şennur Ağırbaşı

Fotografie: Stefan Bernarding, Betül Kırtaş und Şennur Ağırbaşı

Gestaltung und Layout: Christian Bart

Erscheinungsdatum: Februar 2022



Das Quartiersprojekt „Nachbarn kommen zusammen“ wird von der **Deutschen Fernsehlotterie gGmbH** gefördert. Der AWO Landesverband Saarland e. V. dankt der **Arbeit und Kultur Saarland gGmbH** für den Druckkostenzuschuss zu dieser Broschüre.



Seite 8	Carmelo Vitello	Seite 28	Neruz Darwish
Seite 12	Maria Nickel	Seite 32	Hikmet Özkara
Seite 16	Tuntul Öner	Seite 34	Mathilde Magarete Therese (Meyer) Kraut
Seite 19	Franz Josef Petry	Seite 37	Salima Titi
Seite 24	Grazyna Gerlich	Seite 40	Edgar Flick

Carmelo Vitello

„Dank meiner Frau habe ich das alles geschafft – alles, was ich besitze und erreicht habe.“



Carmelo wurde am 13. Dezember 1945 in Italien geboren. Im Jahr 1960 kam er mit seinem Vater nach Deutschland, da die Familie in ihrer Heimat Sizilien Schulden hatte. Hier wollten sie arbeiten, um die Schulden abbezahlen zu können. Damals war Carmelo vierzehn Jahre alt. Mit dem Vater wurde der Kompromiss geschlossen, dass sie zwei bis drei Jahre in Deutschland bleiben und dann nach Italien zurückkehren würden. Dieser lachte und sagte: „Die drei Jahren sind noch nicht vorbei.“ Carmelo kaufte sich jeden Tag

die Bildzeitung und las sie, wobei ihm ein Freund geholfen hat. Dadurch beherrschte er schon nach drei Jahren die deutsche Sprache, erzählt er.

Sein Vater und er wohnten mit vierzehn Männern in einer Dreizimmerwohnung in Gersweiler. In der Küche standen zwei Betten für vier Männer. Dort wurde praktisch durchgehend gekocht, da alle in unterschiedlichen Schichten arbeiteten, daher kamen sie nicht zum Schlafen. Gewaschen haben sie sich in der Küche im Waschbecken oder im Verein Gersweiler – für eine Mark. Die Betten standen von einer Wand bis zur anderen. Alle Männer stammten aus Italien, und jeder musste für die Miete monatlich 35 Mark zahlen. „Es war teuer, aber wir waren froh, was gekriegt zu haben!“, sagt Carmelo. Zudem kam der Vermieter immer, um bei ihnen zu essen und Wein zu trinken, er nutzte die Situation für sich aus.

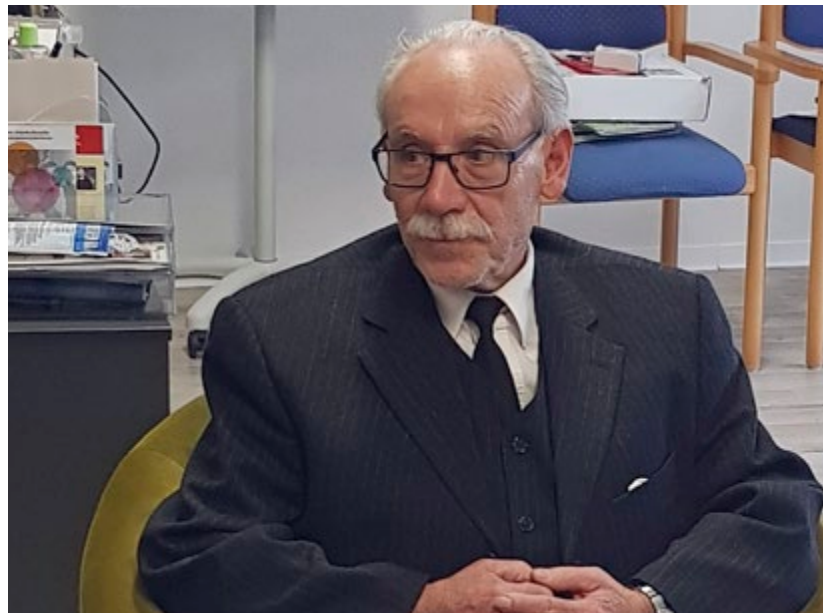
In seinem ersten Job musste Carmelo viele Lkws entladen. Das war eine sehr schwere Arbeit, aber sie brauchten das Geld, um ihre Schulden abzubezahlen. Etwas später lernte er Till Karlheinz kennen, der im Rathaus in Gersweiler arbeitete. Er besorgte ihnen eine Wohnung in Gersweiler in der Hauptstraße. Die Miete betrug 250 Mark, und fünf Personen durften dort wohnen. Sein neuer Freund half Carmelo viel,

brachte ihm weiter Deutsch bei, und im Gegenzug brachte er ihm italienisch bei.

Damit sie überhaupt eine Wohnung bekamen, benötigten sie einen Aufenthaltstitel, eine Aufenthaltserlaubnis und eine Beschäftigung. Bei den Ämtern stießen sie jedoch auf viele Schwierigkeiten. Sie fühlten sich oft veräppelt, denn sie mussten jeden Tag andere Papiere abgeben, anscheinend fehlte immer wieder etwas. Die sechziger Jahre waren überhaupt schwere Zeiten für Carmelo und seinen Vater. Im Fenster eines Tanzlokals hing einmal ein Zettel, auf dem stand: „Eintrittsverbot für Italiener.“

Carmelo suchte immer wieder neue Stellen, da seine Arbeit ihm oft nicht gefiel. So ging er zu einer Rollladenfirma und fragte nach einem Arbeitsplatz. Er wurde nicht verstanden, da holte er sein Wörterbuch raus und versuchte zu sagen: „Ich suche Arbeit.“ Die junge Dame lachte und rief nach einem anderen. Dann wiederholte er: „Ich suche Arbeit.“ Der andere lachte auch. Das war Otto Weber, der Chef. Er stellte Carmelo ein. Der brauchte immer alles schriftlich, damit er auch alles richtig verstehen konnte, und sagte immer: „Schreiben!“ In dieser Firma arbeitete er zwölf Jahre lang. Er zog im Jahr 1968 nach Hanweiler und arbeitete dort für sehr wenig Geld, daher wollte er nicht länger dortbleiben. Im Jahr 1970 bekam er einen Job bei der Burbacher Hütte, von dort sollte er später nach Völklingen geschickt werden, aber das wollte er nicht. Nach langem Hin und Her hörte er schließlich mit dieser Arbeit auf.

Als fünf Jahre vergangen waren, also 1965, wurde Carmelo alles zu viel, da er sich alleine um den Haushalt kümmerte, daher sagte er zu seinem Vater: „Entweder holst du die Familie nach Deutschland oder ich wandere nach Amerika aus.“ Daraufhin kamen seine Mutter und Geschwister nach Deutschland. Sie bekamen in Burbach eine Wohnung und wohnten dort mit zehn Personen. Nachdem der Vermieter das mitbekommen hatte, mussten sie ausziehen. Damit sie überhaupt wieder eine Wohnung bekommen würden, redete Carmelo mit dem italienischen Priester in Burbach, der wiederum mit den Wohnungseigentümern sprach. Mit seiner Hilfe konnte die Familie bald in eine neue Wohnung ziehen.





Später lernte er seine Frau kennen, die fünf Jahre jünger war als er. Im Jahr 1970 heirateten die beiden, gemeinsam bekamen sie zwei Kinder, die heute ihre eigenen Familien und Kinder haben. Mit der Geburt seines Sohnes hat Carmelo das Rauchen aufgegeben. Davor hatte er sechzig bis siebzig Zigaretten am Tag geraucht. Seine beiden Kinder haben die doppelte Staatsbürgerschaft.

Carmelo war glücklich mit seiner Frau verheiratet, bis sie im Jahr 2018 verstarb. Sie bedeutete ihm alles, sagt er. Seine Frau war Deutsche. Bis die Eltern seiner Frau akzeptiert hatten, dass ihre Tochter mit einem Italiener verheiratet ist, dauerte es viele Jahre. Nach der Hochzeit fuhren Carmelo und seine Frau nach Sizilien zur italienischen Familie. Als die Verwandten erfuhren, dass Carmelo eine deutsche Frau geheiratet hatte, betrachteten sie ihn als den „verlorenen Sohn“. Seine Frau und die Kinder hatten einen guten Draht zur italienischen Oma. Seine Frau hat italienisch gelernt und nur mit Carmelos Mutter italienisch gesprochen. Auch zu den beiden Schwestern seiner Frau hat Carmelo ein gutes Verhältnis.

Als er verheiratet war und seine Familie ernähren musste, arbeitete er für den Deutschen Ring als „Klinkenputzer“ und schloss Bausparverträge ab. Die Filiale wurde von Italien aus geleitet, und die Mitarbeiter*innen wurden ziemlich ausgenutzt. Zu Beginn machte er das nur als Nebenjob. Später wurde eine Agentur in Saarbrücken errichtet, bei der er zum Ausbilder wurde und junge Menschen einarbeitete. Carmelo war viel unterwegs, da die Agentur-zweigstellen in ganz Deutschland verteilt waren,

beispielsweise in Köln und München. Aufgrund dessen stellte seine Frau ihm nach einem Jahr ein Ultimatum: „Die Arbeit oder ich!“ Daraufhin kündigte er seinen Job bei der Agentur und begann, in der Kokerei in der Grube zu arbeiten. Dort war er Maschinenbediener und für die Kokosmehlanlage zuständig.

Im Jahr 1970 kaufte er auch sein erstes eigenes Haus mit vier Wohnungen. Die Wohnungen waren zu dieser Zeit an Deutsche vermietet. Der Zinssatz bei der Bank betrug damals 17,5 Prozent. Seine Brüder heirateten auch nach und nach und brauchten Wohnungen. Seine Mutter legte ihm nahe, seinen Mieter*innen zu kündigen, damit die Brüder in die Wohnungen einziehen konnten. Bald wohnten seine Geschwister mit ihren Familien dort – doch zu Beginn hatte keiner von ihnen etwas dafür bezahlt. Die erste Rate für das Haus musste Carmelo alleine aufbringen.

Dass alle in einem Haus lebten, war jedoch viel zu viel: Immer war es laut, da alle Kinder hatten. Carmelo bekam seinen Anteil ausgezahlt, kaufte 1986 ein Haus in Ludweiler und zog mit seiner Familie dort ein. Etwas später bauten sie auch ein Haus mit 250 Quadratmetern in Italien. In Sizilien lebt heute nur noch eine Schwester von Carmelo, die in einer Wohnung des Hauses wohnt, das er gebaut hat. Seine anderen Geschwister leben in Deutschland. Carmelo hat sein Haus in Ludweiler verkauft und wohnt zurzeit in Lauterbach. Seine Enkelkinder wohnen heute ganz in seiner Nähe.

Carmelo war im Ortsrat Ludweiler aktiv und ist dort fünfmal gewählt worden. Im Jahr 2001 wurde er geehrt als „Cavaliere ufficiale della Repubblica Italiana“ – dafür, dass er 32 Jahre für den Ausländerbeirat tätig war. „Dank meiner Frau habe ich das alles geschafft – alles, was ich besitze und erreicht habe“, sagt er abschließend.

Maria Nickel

„Hier habe ich Menschen aus unterschiedlichen Kulturen kennengelernt, die mich bereichert haben.“



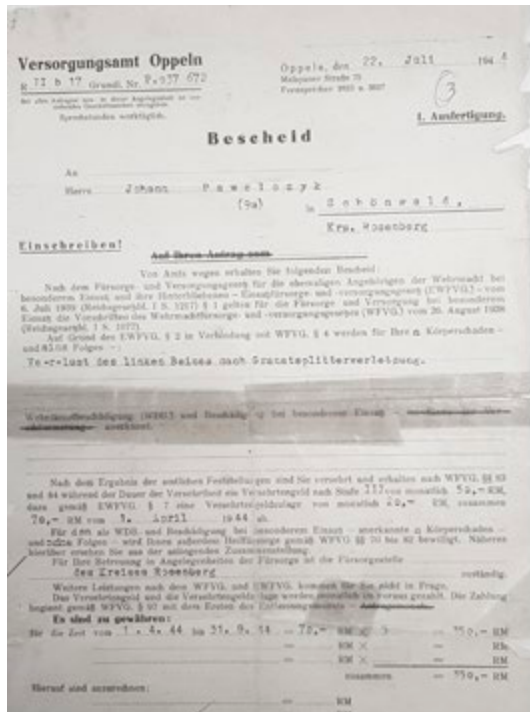
Maria wurde am 16. August 1950 in der Kleinstadt Olesno (dt. Rosenberg) in Polen geboren. Zuerst wollte Maria von der Geschichte ihrer Geburtsstadt erzählen, weil diese ihr Schicksal bereits vor ihrer Geburt bestimmt hat.

Bei der Volksabstimmung in Oberschlesien 1921 stimmten 3.286 Rosenberger für den Verbleib beim Deutschen Reich, 473 optierten für Polen. Bis 1945 war Rosenberg Verwaltungssitz des Landkreises Rosenberg im Regierungsbezirk

Oppeln der preußischen Provinz Schlesien im Deutschen Reich.

Im Frühjahr 1945, gegen Ende des Zweiten Weltkriegs, wurde die Region von der Roten Armee erobert. Nach Kriegsende wurde Rosenberg zusammen mit weiten Teilen Ober- und Niederschlesiens von der Sowjetunion unter polnische Verwaltung gestellt. Danach begann die Zuwanderung polnischer Bevölkerung; Rosenberg wurde in Olesno umbenannt. Die deutschen Einwohner*innen der Stadt wurden in der Folgezeit größtenteils von der örtlichen polnischen Verwaltungsbehörde vertrieben. Die wenigen Verbliebenen durften im öffentlichen Raum nicht Deutsch sprechen.

Marias Eltern waren Deutsche und unterhielten sich heimlich in ihrer Muttersprache, wollten aber nicht, dass ihre Kinder dies mitbekamen. Sie hatten Angst, dass sie in der Schule Probleme bekommen würde, wenn sie die deutsche Sprache lernten. In dieser Zeit war es in Olesno verboten bzw. unter polizeiliche Strafe gestellt, in Schulen Deutsch zu sprechen. Das ging sogar noch weiter: Alle weiblichen polnischen Vornamen bekamen die Endung „a“, sodass sie den deutschen Vornamen nicht mehr glichen. So wurde „Marie“ zu „Maria“.



Grafik links:
Lehrbrief des Vaters
Johann Pawelczyk zum
Schreiner aus dem Jahr
1935

Grafik rechts:
Bescheid zum „Ver-
sehrtegeld“ aufgrund
des Verlustes des linken
Beines nach einer Granat-
splitterverletzung aus
dem Jahr 1944

Maria als Älteste von vier Kindern hatte jedoch mehrere Wörter bei diesen heimlichen Gesprächen aufgeschnappt. Einmal in der Schule sollte sie ein Zimmer beschreiben. Dabei verwendete sie das deutsche Wort „Gipsdecke“ statt „sufit gipsowy“. Danach wurde ihr Vater von der Schulleitung zu einem Gespräch eingeladen und verwarnt. Unter diesen Umständen wuchs Maria auf.

Trotz all dem verbrachte Maria eine fröhliche Jugend. Sie war jahrelang Mitglied im Chor und spielte Gitarre. Neben dem Singen war der Sport, vor allem Tischtennis, ihre große Leidenschaft, was angesichts etlicher Medaillen nur zu

deutlich wird. Sie war – so beschreibt sie sich selbst – eine äußerst aktive und fleißige junge Dame, die bei Hochzeiten in der Küche aushalf und auch gerne tanzte.

Ihr Vater war auf einem Bauernhof aufgewachsen und arbeitete und wohnte dort mit seiner ganzen Familie, auch sie lebte dort. Im Zweiten Weltkrieg verlor er sein linkes Bein und konnte nicht mehr als Bauer arbeiten, er bildete sich dann als Schreiner weiter. Ihre Mutter musste daraufhin mehr Verantwortung auf dem Bauernhof übernehmen, damit die Arbeit weitergehen konnte.



Mit weiteren Bildern erzählt Maria, wann und warum sie nach Deutschland ausgewandert ist und wie ihr Leben sich hier entwickelt hat. In den Ferien kam häufig ein Junge zu ihnen auf den Hof, der mit seinen Eltern einige Jahre zuvor nach Deutschland ausgewandert war. Er kaufte oftmals Kartoffeln und Milch. Maria arbeitete zu dieser Zeit in einer Apotheke. Eines Tages kamen seine Eltern auf den Hof, um sich mit ihren Eltern zu treffen. Maria, damals 21 Jahre alt, wusste noch nicht, dass dieser Junge später ihr Mann werden sollte. Im Laufe der Zeit verliebten sich die beiden und heirateten im Jahr 1973 in Polen. Nach der Hochzeit zog Maria zu ihrem Mann nach Deutschland, der bereits seit 1957 dort lebte.



Da ihr Mann bereits seit vielen Jahren hier wohnte, verlief ihre Einwanderung problemlos. Die Probleme kamen aber nach der Ankunft. Ohne Sprachkenntnisse waren die ersten Jahre sehr schwierig für sie, auch deswegen, weil sie hier niemanden kannte. Ferner konnte sie nicht einmal mit ihren Geschwistern telefonieren, denn die Telekommunikation war nicht mit der heutigen vergleichbar. Daher verpasste sie auch die Hochzeiten ihrer Geschwister.

Am Anfang hoffte sie noch, dass es in Deutschland so wäre, wie sie es vom polnischen Landleben kannte, und sich die Nachbarn einfach mal treffen würden, um miteinander zu reden.



Doch dem war leider nicht so. Daher absolvierte Maria kurz nach ihrer Ankunft einen Sprachkurs, um sich besser in Deutschland integrieren zu können. Mit Erfolg: Sie erlernte die Sprache und nahm auf Bitten ihres Mannes die deutsche Staatsangehörigkeit an.

Maria hatte bis zu ihrer Rente verschiedene Arbeitsstellen und hat immer gearbeitet – mit Ausnahme von sechs Monaten während ihrer Schwangerschaft und der folgenden Elternzeit. Im Jahr 1978 kam ihre Tochter Alexandra zur Welt. Diese absolvierte eine Ausbildung als Arzthelferin, machte später eine Weiterbildung. Seit zwölf Jahren arbeitet Alexandra nun als

Krankenschwester. Ihren geliebten Mann hat Maria im Jahr 2015 durch einen Herzinfarkt verloren. Momentan lebt sie alleine in ihrem Haus auf den Heidstock und freut sich über Besuche von Freund*innen, Bekannten und Verwandten. Sie sei „eine tolle Gastgeberin“, teilt Grazyna in der Runde mit.

Zum Abschluss sagt sie: „Ich nehme die Angebote des Stadtteilbüros sehr gerne in Anspruch und freue mich jedes Mal sehr über unser Wiedersehen mit Nachbar*innen und Freund*innen. Hier habe ich Menschen aus unterschiedlichen Kulturen kennengelernt, die mich bereichert haben.“

Tuntul Öner

„Ich kann zwar nicht lesen und schreiben, aber ich kann fremde Menschen überall durch den Altenkessel, Luisenthal oder Völklingen führen.“



Tuntul wurde im Jahr 1949 in Posof in der türkischen Provinz Ardahan im Nordosten der Türkei nahe der georgischen Grenze geboren. Sie hat vier Geschwister.

Ihr Mann kam schon 1965 nach Deutschland und arbeitete in der Grube. Im Jahr 1978 reiste Tuntul mit ihren beiden Töchtern nach Deutschland und folgte ihrem Mann. Die Töchter waren

zu der Zeit anderthalb und vier Jahre alt, sie hatte noch einen Sohn, der sechs Jahre alt war. Den durfte sie allerdings nicht mitnehmen, da der Schwiegervater es nicht erlaubte: Er sollte dortbleiben und ihm helfen. Nach einem Jahr kam der Sohn dann glücklicherweise doch nach. In Deutschland bekam Tuntul noch zwei weitere Söhne.

Bei ihrer Reise nach Deutschland fuhr Tuntul zum ersten Mal mit dem Bus und wusste nicht, wohin die Reise geht. Seit ihrer Geburt war sie immer nur in ihrem Dorf gewesen und hatte keine Vorstellungen davon, wie es im Ausland sein würde, also auch nicht von Deutschland. Sie fuhr mit ihren Kindern mit dem Bus bis nach Istanbul und übernachteten dort. Am nächsten Tag ging es weiter mit dem Flugzeug nach Deutschland. Tuntul wollte zunächst nicht einsteigen und fliegen; sie sah nur einen Kasten und dachte, sie gehe einen Berg hinauf. Im Flugzeug sah sie die Hostessen, und ihr erster Gedanke war, dass es sich dabei um Puppen handeln musste, und sie fragte sich, ob sie sprechen konnten. Als sie dann anfangen zu reden, war sie zwar erstaunt, gleichzeitig aber auch beruhigt.

Ihr Mann holte sie und die beiden Töchter dann am Flughafen ab und brachte sie mit einem Taxi nach Hause auf den Altenkessel. Bevor ihr Mann zur Arbeit fuhr, gab er ihr Geld: Damit sollte sie Brot kaufen. Sie ging zum Bäcker und sagte auf türkisch, dass sie „bir ekmek“, also ein Brot möchte, und legte das Geld auf die Theke. Der Mann verstand sie natürlich nicht, dann zeigte sie mit dem Zeigefinger darauf. „Ich möchte ein Brot.“ – das war der erste deutsche Satz, den Tuntul lernte.

Die Familie hatte eine nette Nachbarin, die sie Tante Thea nennen durfte. Sie war immer für sie da und sehr hilfsbereit. Zudem war sie eine sehr nette Frau, aber Tuntul konnte leider nicht mit ihr sprechen, da sie die deutsche Sprache noch nicht beherrschte. Tante Thea war Zeichnerin und zeichnete eines Tages ihre Tochter Kezban. Zehn Jahre später hörte Kezban im Einkaufszentrum eine Stimme nach ihr rufen und drehte sich um. Es war Tante Thea! Dadurch ergab sich die Gelegenheit, dass Tante Thea ihr das Porträt mit Unterschrift überreichen konnte.

In der ersten Zeit war Tuntul noch sehr zurückhaltend, heute ist sie das nicht mehr. Als sie zum ersten Mal eine Nonne sah, dachte sie, diese sei auch Türkin, weil sie einen Schleier trug. Sie freute sich sehr und umarmte die Nonne direkt. Die Frau zog sich zurück und verneinte. Dadurch merkte Tuntul, dass sie keine Türkin war und entschuldigte sich bei ihr. So sehr vermisste sie ihre Landsleute.

Einmal wollte ihre Tochter Nezhahat gerne ein Eis haben, als der Eismann auf der anderen Straßenseite stand. Tuntul ging ins Haus, um

Geld zu holen. Währenddessen lief Nezhahat über die Straße und wurde von einem Auto angefahren. Sie wurde mit Hubschrauber ins Krankenhaus gebracht. So schnell wie möglich kam auch ihr Mann, er war ganz schwarz im Gesicht von der Arbeit. Tuntul erkannte ihn nicht und fragte ihn, wer er sei. Er antwortete: „Ich bin dein Mann!“

Heute versteht Tuntul die deutsche Sprache, kann sie aber nicht schreiben und lesen. Die Kinder haben in der Schule Deutsch gelernt, somit konnten sie alles übersetzen, beispielsweise konnten sie lesen, was in den Produkten im Supermarkt war. Das war eine große Erleichterung. Denn einmal war sie beim Einkaufen und öffnete eine Dose, denn sie wollte wissen, was darin war. In der Türkei konnte man ja auf dem Basar Käse, Oliven usw. erst probieren und dann kaufen. In der Dose war aber Hundefutter. Bevor sie probieren konnte, wurde sie von einem Detektiv erwischt. Dieser nahm sie am Arm und brachte sie zur Kasse, dort musste sie die geöffnete Dose bezahlen. Die Dose hat sie dann draußen an eine Ecke gelegt. Als sie zu Hause ankam, erzählte sie ihrem Mann, was sie erlebt hatte. Daraufhin erklärte er ihr, dass man die Dosen im Supermarkt nicht einfach öffnen darf.

Mittlerweile kann sie ohne Probleme alleine einkaufen und auch reisen. Tuntul hat viele Bekannte und Familienmitglieder, die überall verstreut sind: in Duisburg und Frankfurt, aber auch in Holland und Belgien. Mit der Zeit hat sie auch in ihrem neuen Heimatort viele Leute kennengelernt – damals wusste sie noch nicht, dass so viele Türk*innen auf dem Altenkessel wohnen. Heute kennt sie sich gut aus. „Ich



kann zwar nicht lesen und schreiben, aber ich kann fremde Menschen überall durch den Altenkessel, Luisenthal oder Völklingen führen.“

Tuntul hat viel von ihren Kindern gelernt. Sie hat jetzt sogar ein Smartphone und kennt sich damit gut aus. Sie kann damit Sprachnachrichten versenden und Bekannte, Freunde und Familie anrufen. Das macht es ihr leichter, den Kontakt zu halten.

Ihr Vater starb sehr früh, als sie erst acht Monate alt war. Da sie noch drei weiteren Geschwister hatte, konnten nicht alle Kinder die Schule besuchen. Tuntul entschied sich damals dafür, dass ihr Bruder und ihre Schwester in die Schule gehen sollten. Daher bemüht sie sich sehr, dafür zu sorgen, dass all ihre Kinder den Führerschein machen und einen Beruf erlernen. Zu ihrer großen Freude sind ihre Kinder alle berufstätig und haben eigene Familien gegründet.

Franz Josef Petry

„Wir aus vielen Kulturen sollten voneinander lernen, uns gegenseitig ernst nehmen und einander berücksichtigen.“

Franz Josef wurde 1938 in Wehrden geboren und ist somit gebürtiger Wehrdener. Seine Eltern stammen ursprünglich aus dem Hunsrück und kauften 1935 ein Haus in Wehrden. Die Familie wohnte in der Grabenstraße, er hatte noch zwei Geschwister. Franz Josef ist seit 58 Jahren verheiratet und hat eine Tochter und einen Sohn.

Der Vater kam 1919 nach dem Ersten Weltkrieg nach Völklingen, um auf der Hütte zu arbeiten. Die damaligen Arbeitszeiten und die Verkehrsmöglichkeiten ließen es nicht zu, jeden Tag nach der Schicht noch 100 Kilometer nach Hause zu fahren. Üblich war es, dass die Männer, die vom Hunsrück, von der Mosel oder aus der Pfalz anreisten, damals nur alle drei Wochen mit der Eisenbahn am Samstag nach Hause fuhren, um am Montag wieder in Völklingen zu sein. Die auswärtigen Hüttenleute wohnten entweder im Schlafhaus der Hütte oder „in Logis“ in Privathäusern als Selbstversorger oder mit Versorgung durch die Vermieter*innen. Ab etwa 1956 gab es dann zum Schichtwechsel Busverbindungen zu den Hütten und Gruben. Dadurch konnten die Männer beispielsweise frühmorgens (um vier Uhr) zur Arbeit und nach der Arbeit wieder nach Hause fahren. Sie waren dadurch nicht mehr so lange von ihren Familien getrennt.



Der Zweite Weltkrieg und die Zeit danach waren sehr einschneidend. Im Jahr 1939 erfolgte die erste Evakuierung, weg aus Wehrden ins sogenannte Hinterland zu Verwandten. Ab Oktober 1944 ging es dann in die zweite Evakuierung, wieder weg aus dem Heimatort in überfüllten Zügen, beispielsweise bis nach Hessen oder Bayern, „in die Fremde“, manchmal auch zu Verwandten im Hunsrück, an der Mosel oder in der Eifel. Im Krieg – besonders in den Jahren 1943/44 – gab es am Tag und in fast jeder Nacht

Bombenangriffe. Lebensmittel und Kleidung bekam man nur auf „Karten“, Schlange stehen war Alltag, Angst und Not waren an allen Orten präsent, es erfolgte politischer Druck auf die Eltern durch die herrschenden Nazis.

Franz Josef berichtet weiter von den täglichen Kriegsschäden durch Bombenangriffe im Bereich der Saarbrücke Wehrden, die vielen Toten und Verschütteten im Haller, vom Beschuss des Gasbehälters durch JABOS (Jagdbomber) auf Orte in der Umgebung bis zum Angriff auf Saarbrücken. Schutz suchte man bei aufheulenden Sirenen als „Flieger-Alarm“ in Bunkern und Stollen, beispielsweise durch den Eingang an der heutigen Hallerampel, am Eingang der Schaffhauser Straße in der Nähe der BAB, im ausgehöhlten Hesselberg oder im Bunker Saarbrücke.

Am 30. April 1945 wurde Franz Josefs Vater im Hunsrück zum Deutschen Volkssturm eingezogen, notdürftig ausgerüstet mit einem Gewehr für fünf Männer und einer „Handvoll Patronen“, es folgte Kriegsgefangenschaft in Cherbourg (Frankreich) bis zum 14. Juli 1947 – die Familie blieb ohne jegliches Lebenszeichen.

Die Rückkehr aus „der Fremde“ begann sofort nach Kriegsende: aus der näheren Umgebung zu Fuß, nicht organisiert in überfüllten Zügen, oft waren nur Mütter mit Kindern unterwegs, manchmal über mehrere Tage und mit großen Umwegen wegen der Zerstörung von Brücken, Straßen und Bahnen. In der Heimat wurden die Rückkehrenden von zerstörten Häusern, Plätzen und Straßen voller Schutt und Ruinen erwartet. Es gab nur mangelnde Versorgung, keine Schule für die Kinder, keine Arbeit, kein Einkommen,

Wohnungsnot, nur Zwangsbewirtschaftung. Verschollene und die ersten Soldaten kehrten aus der Gefangenschaft zurück.

Am 18. Juni 1945 kehrte die Familie – bestehend aus der Mutter und drei Kindern im Alter von neun Monaten bis elf Jahren – vom Hunsrück nach Wehrden zurück, besser gesagt zunächst einmal bis nach Völklingen. Dann ging es zu Fuß mit Kinderwagen und Handgepäck zur Notbrücke Fürstenhausen über die Saar und dann nach Hause. Das Haus war ohne Dach, die Fenster waren ohne Glas durch die Bomben und Granaten, es gab keine Elektrizität, nicht ausreichend Lebensmittel, diese wiederum nur auf „Karten“ – und das alles ohne den Vater. Aber einige Nachbarn waren stets hilfsbereit. Die Bahnstrecke von Saarbrücken nach Frankreich über Fürstenhausen, Wehrden und Überherrn war eine Haupttransportachse für die Besatzungsmächte (Gefangenen- und Militärzüge) und die Rückkehrenden aus der Evakuierung.

Bis zum Juli 1945 waren amerikanische Soldaten hier, dann übernahmen die Franzosen die Besatzung und militärische Kontrolle, beispielsweise in Wehrden mit einer Wachstube/Zollkontrolle und Flagge am Rosselbrückchen nahe des Übergangs Nadelwehr (heute Nähe Fähmann) oder in Fürstenhausen in gleicher Ausstattung im ehemaligen Gasthaus Bobenrieth (Nähe Verkehrskreisel). Das bisherige Saargebiet bekam eine französische Militärregierung und wurde abgetrennt von Deutschland.

Die Bewohner von vor 1937 wurden alle „Sarrois“, also Saarländer, und waren nicht mehr Deutsche. Damit änderte sich vieles:

Ab Herbst 1945 wurde in den Schulen so viel Französisch wie Deutsch gelehrt, mit strenger Überprüfung. Ab 1947 gab es mit der Einführung der Saar-Mark wieder Lebensmittel und andere Waren, die Saar-Mark wurde jedoch noch im selben Jahr durch den „Saar-Franken“ ersetzt; 1948 wurde der französische Franc zur Währung; der graue und der rote Pass wurden eingeführt, je nach Status mit eingeschränkter Reisefreiheit – zur Reise beispielsweise nach Mainz in der französischen Besatzungszone benötigte man eine Einreiseerlaubnis (Triptik) und nach Frankreich einen Reisepass. Im Jahr 1946 entschieden die Besatzer, die Uhr um zwei Stunden vorzudrehen, damit es am Abend länger hell blieb und die Menschen länger arbeiten konnten. Die Kinder mussten im Dunkeln in die Schule gehen. Je nach Jahreszeit war es bis um neun Uhr morgens sehr dunkel.

Franz Josef ging 1944 in Wehrden zur Volksschule. Der Ort hatte vier Schulgebäude: Schulstraße, Saarstraße, Wehrdener Berg und die Evangelische Schule. Es gab 850 schulpflichtige Kinder in Wehrden, in jeder Klasse waren mehr als 40 Schüler*innen, Mädchen und Jungen wurden getrennt unterrichtet. Aufgrund des Krieges konnte er nur vierzehn Tage lang als Erstklässler die Schule besuchen. Nach dem Krieg kam er dann schon in die zweite Klasse. Nach der vierten Klasse war der Übergang zum Gymnasium oder zur Mittelschule möglich, und Schulgeld wurde fällig. Nicht jede Familie hatte Geld für Schulbesuch und Bücher.

Aus der Einheitsschule wurde nach der Evakuierung die konfessionsgebundene Schule, es erfolgte also eine Trennung in evangelische und

katholische Schulen. Diese Entscheidung trafen die Menschen selbst. Oftmals wurde im gleichen Schulhaus getrennt unterrichtet, auch in den Pausen wurde auf Trennung bestanden. Schulmaterial wie Schiefertafel, Hefte, Bücher und Schreibmaterial (außer Tinte) waren Mangelware. Eine Erinnerung Franz Josefs ist, dass fünf Kilo Altpapier in die Schule gebracht werden mussten, um ein DIN-A5-Heft zu erhalten. In der Schule wurde jeden Tag vom Lehrer ein Text auf einzelne Blätter gedruckt und den Kindern mit nach Hause gegeben. Das war sein erstes Lesebuch.

Nach der Saarabstimmung vom 23. Oktober 1955 wurde das Saarland am 1. Januar 1957 politisch das zehnte Bundesland der Bundesrepublik Deutschland. Die Saarländer wurden wieder deutsch und bekamen den deutschen Personalausweis, die Grenzen blieben jedoch bestehen bis zum 6. Juli 1959, dem Tag des wirtschaftlichen Anschlusses an Deutschland. Die Mark löste den französischen Franc als Währung ab. Ein seltener Anblick blieb: Die Straßen im Saarland waren zugeparkt mit Lkws, voll beladen mit französischen (Edel-) Waren. Die Ware aus Frankreich war bis null Uhr zollfrei und danach auch zollfrei in Deutschland. Am Montag waren dann deutsche Waren im Saarland zollfrei zu erhalten. Der damalige Ministerpräsident Röder schloss selbst die Zollschranke hier im Warndt.

Nach dem Volksschulabschluss hat Franz Josef 1952 eine Ausbildung als Hochöfner bei der Hütte absolviert, wo er im gleichen Beruf bis 1967 tätig war. Am liebsten hätte er eine Ausbildung zum Schreiner gemacht, aber bei der

Hütte war das nicht möglich, und Lehrstellen waren sehr knapp. Über zehn Jahre lang hat er unter anderem den Möller berechnet, das heißt für die Hochöfen die Beschickung mit Erz, Koks und weiteren „Zutaten“ ermittelt.



Doch dann, im Jahr 1954, hatte er den Wunsch, sich auf dem zweiten Bildungsweg beruflich wie auch schulisch weiterzubilden. Zudem unterrichtete er bis 1969 in der Werkschule Röchling die Hüttentechnik, in der er zuvor selbst Lehrling gewesen war. Neben der 48-Stunden-Woche als Regelarbeitszeit in Wechselschicht wurden in Form der Abendschule zunächst die Mittlere Reife und 1963 das Abitur auf dem Abendgymnasium Saarbrücken nachgeholt. Als Werkstudent folgte das Studium auf Lehramt

„Berufspädagogik mit Hauptfach Technik und Nebenfach“ mit Abschluss 1967. Zu dieser Zeit war Franz Josef schon verheiratet und hatte zwei Kinder.

Nach dem Studium war er ein halbes Jahr „ohne Job“ und konnte danach in Dillingen an der Technisch-gewerblichen Berufsschule als Referendar beginnen. Nach Referendariat und Zweitem Staatsexamen blieb er dort als Lehrer, wurde Abteilungsleiter, Studiendirektor und verließ die Schule 2003 als stellvertretender Schulleiter. Von 1974 bis 2014 war er Mitglied im Stadtrat Völklingen, CDU-Fraktion.

Zurück nach Wehrden: Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Ketteler-Häuser hinter dem Friedhof gebaut. Jede interessierte Familie musste dafür 1.000 Arbeitsstunden ableisten. Jedes fertiggestellte Haus wurde unter den beteiligten Familien verlost. Die Idee war, dass nur ein geringer Beitrag geleistet werden musste, der Rest wurde von den Bürger*innen selbst hergestellt und in Gemeinschaftsarbeit geleistet. Alles, auch die Steine, wurde von Hand gefertigt. Das soziale Miteinander war in der Nachkriegszeit ganz anders als heute. Die Kirchengemeinden hatten Zulauf, jeder half jedem ganz selbstverständlich. Jeder fühlte sich in der neuen Freiheit verpflichtet, Vereine entstanden und die Gesellschaft folgte dem Prinzip der Subsidiarität. Weitere Ketteler-Siedlungen und Heimkehrerhäuser wurden gebaut. Die Wohnungsnot löste sich allmählich. Damit hatten die Leute keine weiten Wege mehr zur Arbeit. Alleine auf der Hütte arbeiteten 20.000 Menschen und viele andere in Gruben.

Für diejenigen, die den ganzen Tag arbeiteten, gab es die Zeitschrift „Nach der Schicht“, jeder konnte Mitglied und Beziehender werden. Der Zeitschrift beinhaltete alle Infos über aktuelle Geschehnisse, somit konnten alle mitreden und wussten stets über aktuelle Entwicklungen Bescheid. Im Ort gab es circa zwanzig Vereine wie den Kirchenchor, die katholische Jugend, die Pfadfinder, den Turnverein, Ringer-, Hand- und Fußballer, Billard-, Gesangs- und Musikverein und viele weitere. Viele Vereinsfeste fanden bei „Rupp's“ (heute Mosche) und beim „Becker-Ännchen“ statt.

In dieser Zeit ab 1950 gab es viele Busreisen, die als Vereinsfahrt nach Bernkastel-Kues, Trier und Koblenz bis an den Rhein führten. So noch in Erinnerung: An der Mosel trafen sich die drei Chöre, es wurde gesungen und gefeiert. Danach fuhr jeder am Abend nach Hause zurück und musste morgens früh zur Arbeit. Die Röchlingwerke hatten eine bekannte Musikkapelle, da wurde zusammen gesungen, gefeiert und getrauert. Franz Josef erzählt, dass er als Jugendlicher die kleine Welt so für sich kennenlernte.

Sein Verdienst war für damalige Verhältnisse gut, er verdiente 600 Mark. 1964 kaufte er sich einen zwölf Jahre alten Citroën 2CV, Baujahr 1952. Der Wagen kostete 2.000 Mark und hatte 8 PS. Er und seine Frau fuhren mit diesem Auto bis nach Oxford, auch zur Uni. Der Vespa-Roller hatte ausgedient.

In den sechziger Jahren kamen Heizungen auf, die Menschen bauten Bäder in ihre älteren Häuser. Sie erneuerten, tauschten Möbel gegen modernere aus und putzen ihre Häuser auf. Ab etwa 1953 kamen langsam auch Musikapparate

und Fernsehen im Saarland auf, zu der Zeit noch viel in Gaststätten, wo man Geld einwerfen musste, um hören oder schauen zu können. Die Fastnacht wurde ausführlich gefeiert. Jedes Jahr fanden Preismaskenbälle in Wehrden statt, bei denen meistens dieselbe Familie den ersten Platz belegte, da sie sich stets perfekt verkleidete.

Im Jahr 1955 kamen zum ersten Mal Gastarbeiter nach Deutschland. 1957 konnte er als CAJ-Mitglied der Gruppe Wehrden mit zur Weltjugendfahrt nach Rom starten. Dort sah Franz Josef zum ersten Mal Menschen mit anderer Hautfarbe und aus weiteren dreißig Ländern und Staaten. Später fuhren fünf Wehrdener Jugendliche mit den Fahrrädern bis Rom und zurück. Leider konnte er nicht mitfahren, da er arbeiten musste und keinen Urlaub bekommen hatte.

Als Religionslehrer hatte er viele Schüler*innen, die anderen Religionen angehörten. Alle, die wollten, durften laut Schulgesetzen beim Unterricht mitmachen, mit oder ohne Note. Von den muslimischen Schüler*innen hat er eine Gebetskette bekommen, die er heute noch hat. Sie sagten zu ihm, dass Allah ihn mithilfe dieser Gebetskette schützen und immer bei ihm sein würde. Anschließend gab er ihnen einen Rosenkranz, woraufhin sie ihn erstaunt anschauten und Fragen dazu stellten.

Als Schlusswort sagte Franz Josef: „Wir aus vielen Kulturen sollten voneinander lernen, uns gegenseitig ernst nehmen, aufeinander Rücksicht nehmen und einander berücksichtigen. Denn in allen Religionen gilt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Die Freiheit des Einzelnen endet dort, wo die Freiheit des Anderen beginnt.“

Grazyna Gerlich

„Ich bin sehr zufrieden, dass ich nicht nach Polen zurückgekehrt bin, sondern in Deutschland geblieben bin.“



Grazyna wurde am 12. Dezember 1952 in einer kleinen Stadt in Polen geboren. Zusammen mit ihren drei älteren Brüdern ist sie dort auch aufgewachsen. Ihre Mutter hat als Verkäuferin gearbeitet, und ihr Vater war selbstständig als Schuhmacher. Ihrer Familie ging es im Gegensatz zu anderen in Polen finanziell gut. Grazyna hatte damals ein eigenes Zimmer. Ihre Eltern besaßen ein Haus, ein Auto und einen Fernseher, was in den fünfziger und sechziger Jahren noch selten war.

Die schönsten Erinnerungen aus ihrer Kindheit sind die Sommerferien im Dorf bei ihren Großeltern. Die Großeltern hatten einen Bauernhof und versorgten sich damit selbst. Sie wohnten in einem kleinen Häuschen mit einem Zimmer und einer Küche. Zum Schlafen wurde das Bett mit frischem Stroh ausgelegt. Am Brunnen draußen hat man sich gewaschen. Morgens führte Grazyna die beiden Kühe auf die Weide, passte auf sie auf und brachte sie abends in den Stall zurück. Mit Freude half sie, Getreide

und Kartoffeln zu ernten. In ihrer Erinnerung ist ihr immer noch das selbstgebackene Brot mit dem wunderbaren Duft präsent.

In Jadów gab es jeden Mittwoch einen Markt. Die Bauern aus der Umgebung verkauften dort ihr Gemüse, Obst, Fleisch und selbstgemachte Wurst. Sie brachten ihre Waren mit Pferdekutschen. Heute gibt es so etwas nicht mehr, jedoch besitzt Grazyna Bilder aus der damaligen Zeit.

Im Jahr 1981 ist Grazyna im Alter von 28 Jahren als Touristin nach Deutschland gekommen. Ihr Bruder war für kurze Zeit in Hamburg, um dort zu arbeiten, wo sie ihn besuchen wollte. Da sie nicht deutscher Abstammung war, durfte sie nur als Touristin mit Visum nach Deutschland kommen. Eine Arbeitserlaubnis hat sie nicht bekommen, und somit hatte sie auch keinen Anspruch auf einen Deutschkurs. Um ein Visum zu erhalten, musste sie in der Deutschen Botschaft in Warschau nachweisen, dass sie 70 Mark pro Tag zur Verfügung hatte, um einen Aufenthalt in Deutschland zu finanzieren.

Nach Ablauf des Visums wollte sie eigentlich wieder nach Polen zurückfahren. Ihr Schicksal hatte jedoch andere Pläne mit ihr. Denn in Deutschland lernte sie sehr bald ihren Mann kennen und wollte bei ihm bleiben – und so ist sie bis heute in Deutschland geblieben. Ihre Hochzeit hatten die beiden für Januar 1982 geplant. Ein Monat zuvor wurde in Polen jedoch der Kriegszustand ausgerufen, und plötzlich war die Ausreise aus Polen nicht mehr möglich. Auch die telefonische Verbindung funktionierte nicht mehr. Dadurch brach der Kontakt mit ihrer Familie in Polen erst einmal ab: An ihrer





Hochzeit konnte somit niemand von ihrer Familie teilnehmen.

Nach einigen Wochen verbesserte sich die Situation, und es war zumindest wieder möglich, sich Briefe zu schicken. Jeder Brief wurde vom polnischen Zollamt geöffnet, gelesen und mit dem Stempel „zensiert“ oder „nicht zensiert“ versehen, mit einem Bürotacker wieder verschlossen und dem Adressaten zugestellt.

Während des Kriegszustandes in Polen gab es fast keine Waren in den dortigen Geschäften. Die Leute bekamen Lebensmittelkarten. Daher hat sie ihre Familie und Freunde mit Lebens-

mittelpaketen unterstützt. Dies war möglich durch verschiedene Arbeiten, die sie in Gärtnereien oder bei der Weinlese ausübte, und durch Putzen. Eine große Hilfe war für sie, dass die Deutsche Post in dieser Zeit keine Gebühren für Pakete nach Polen verlangte. Im Jahr 1983 wurde Kriegszustand in Polen schließlich beendet.

In den späteren achtziger Jahren fuhr sie dann fast jedes Jahr nach Polen. In Warschau auf dem Markt kaufte sie immer wieder kleine Glasfiguren. Diese Glasfiguren wurden von Russen und Russinnen verkauft, da sie statt Lohn hergestellte Waren für ihre Arbeit bekamen.



Die Sammlung mit diesen Figuren besitzt sie heute immer noch.

Durch ihre Heirat erhielt Grazyna sowohl eine Aufenthalts- wie auch eine Arbeitserlaubnis. Die ersten zwölf Jahre arbeitete sie im Eisenwerk Fraulautern. Zuerst war Grazyna am Band tätig, wo sie Schrauben sortierte, dann man hat ihr das Gravieren beigebracht. Außerdem übte sie auch einfache Arbeiten an der Schleif- und der Trennmaschine aus. Die Arbeit hat ihr aber keinen Spaß gemacht. Sie erzählt, dass sie mit Tränen in den Augen morgens ihre Arbeitskleidung und Schuhe mit Blechkappen angezogen hat. Aufgrund des sehr guten Betriebsklimas

behielt sie die Arbeit aber bei und konnte dadurch ihre Familie weiterhin finanziell unterstützen.

In Polen hatte Grazyna im Büro gearbeitet. Der Wunsch, wieder in einem Büro zu arbeiten, stieg immer wieder in ihr auf. Da ihr Abitur in Deutschland nicht anerkannt wurde, musste sie beim Arbeitsamt eine Prüfung ablegen, um eine Umschulung zur Bürokauffrau machen zu können. Grazyna war damals 41 Jahre alt. Nach der erfolgreichen Umschulung konnte sie in einer Steuerberatungsgesellschaft in Saarlouis als Sekretärin arbeiten – dort blieb sie dann achtzehn Jahre lang, bis zu ihrer Rente. Diese Arbeit hat ihr sehr gut gefallen.

Im Jahr 2012 hat sie nach erfolgreichem Einbürgerungstest die deutsche Staatsangehörigkeit bekommen. Heute lebt sie zusammen mit ihrem Lebensgefährten und ihrem Hund in Völklingen-Wehrden. Grazyna hat engen Kontakt zum Stadtteilbüro der AWO in Wehrden. Seit kurzem ist sie auch Mitglied im AWO Verein Wehrden. „Ich bin sehr zufrieden, dass ich nicht, wie damals geplant, nach Polen zurückgekehrt bin, sondern in Deutschland geblieben bin“, sagt Grazyna abschließend.

Neruz Darwish

„Ich liebe es, hier zu leben, und bin dankbar für alles.“



Neruz wurde am 10. November 1977 in der syrischen Kleinstadt Qamishlo in ärmlichen Verhältnissen geboren. Der Name steht für den kurdischen Sieg vor 2.500 Jahren und wird am 21. März gefeiert. Heute steht das Newroz-Fest für den kurdischen Widerstandsgeist, an dem man ein großes Feuer anzündet und zusammen den Frühlingsbeginn feiert. Neruz' Familie besteht aus zehn Geschwistern und ihren Eltern. Ihr Vater arbeitete als Busfahrer. Aufgrund von Traditionen und der Unwissenheit ihres Vaters oder auch, weil es nicht die Zeit dafür war,

sind drei ihrer Schwestern überhaupt nicht zur Schule gegangen. Dafür haben ihre Brüder alle studiert – aufgrund der politischen Unruhen wurden sie jedoch nicht eingestellt und flüchteten daher nach Europa, bevor der syrische Krieg begann. Nur zwei Schwestern und sie selbst lernten bis zum Abitur, aber sie wussten schon zu dieser Zeit, dass sie aus denselben Gründen nicht eingestellt werden würden.

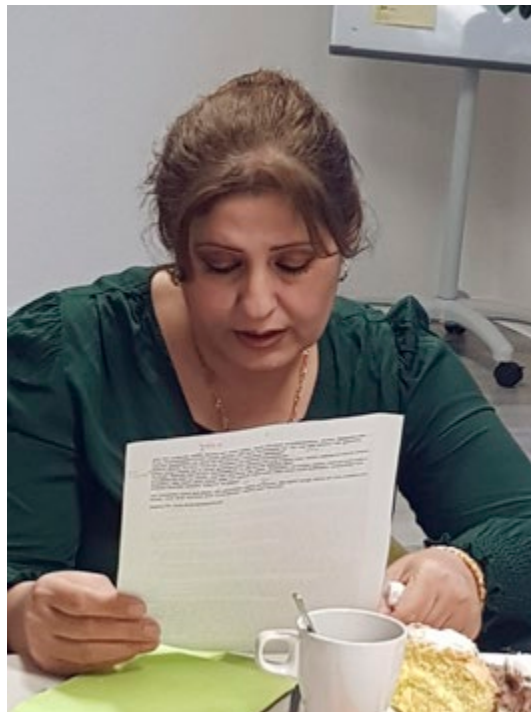
Am 26. Juli 1998 heiratete Neruz ihren, wie sie sagt, wunderschönen Mann, der in dem kleinen Dorf Dirbesiye an der türkisch-syrischen Grenze lebte. Es war kein Muss, aber in ihrer Heimat ist es traditionell etwas Schönes, jemanden aus der Familie zu heiraten. Ihr Ehemann war deshalb ihr Cousin, den sie seit der Schulzeit kannte.

Neruz' Mann ging es finanziell sehr gut. Er besaß mehrere große Felder zum Anbau, mit dem Ertrag betrieb er Handel. Die Rohstoffe waren beispielsweise Wolle und Weizen. Später besaßen sie zudem eine große Eventhalle sowohl für den Sommer als auch für den Winter, und ein großes Restaurant gehörte ihnen auch. Ihr Mann hatte immer große Visionen und mochte es, in Immobilien zu investieren, deshalb besaß er fünf Eigentumswohnungen. Ihr eigenes Haus war sehr groß, die Wohnfläche betrug ungefähr 400 Quadratmeter.

Ihre Tante, gleichzeitig die Mutter ihres Ehemanns, lebte siebzehn Jahre lang bei ihr. Neruz berichtet, dass sie sehr schön war, und beschreibt sie als eine Frau mit Traditionen und mit Verstand. Sie liebte Gold so sehr, dass ihre eigenen Zähne daraus bestanden. Ihre Tante war eher aggressiv und körperlich sehr stark trotz ihres Alters. Neruz hat sie extrem respektiert, da sie die Schwester ihres Vaters war und gleichzeitig die Mutter ihres Mannes, obwohl sie auch unter dem Druck der Verantwortung für die Familie stand. Es kamen immer viele Gäste und Großfamilien, dennoch hat sie siebzehn schöne Jahre erlebt, in denen sie drei Kinder bekommen hat.

Im Jahr 2011 begann der Krieg in Syrien. Der Bürgerkrieg zwang sie dazu, alles hinter sich zu lassen und nach Europa zu fliehen. Sie hatten große Angst zu sterben und ihre Liebsten zu verlieren. Wie sehr viele andere Familien mussten sie bei null anfangen. Ihre Heimatregion war zwar nicht unmittelbar vom Krieg betroffen, das Kriegsgebiet war aber nur fünfzig Kilometer entfernt. So hörten sie alles mit an und sahen teilweise Kampfflugzeuge über sich hinwegfliegen. Es wurde also nicht aktiv und regelmäßig getötet und gebombt, aber es gab psychischen Krieg. Wochenlang hatten sie kein Wasser und keinen Strom, vor allem die Nächte waren extrem kalt. Familien, die reich waren, konnten sich alles leisten, beispielsweise Maschinen, die Strom erzeugen können, während die armen Familien fast nichts hatten. Teilweise mussten diese Familien ihre Kleidung, Schuhe und sogar Windeln ihrer kleinen Kinder in den Kamin werfen und anzünden, um sich zu wärmen.





Am 1. September 2014 gingen sie dann über Minen und kletterten über Zäune, um dem Krieg zu entkommen. Ein falscher Schritt hätte ihr Ende bedeuten können. Die Familie verkaufte dafür zunächst die Hälfte ihrer Besitztümer für die Hälfte des Preises und mietete eine Wohnung zusammen mit der Familie ihres Schwagers. Natürlich wurden die Mietpreise direkt sehr stark erhöht, wenn die türkischen oder kurdisch-türkischen Bürger*innen bemerkten, dass sie aus Syrien kamen. Sie nutzten ihre Not aus. Auf der anderen Seite erhöhten die Schmuggler, die den Menschen die Flucht nach Deutschland versprachen, die Preise stark. Auch sie haben die Situation zu ihren Gunsten ausgenutzt. Vor sechs

Jahren zahlte ihr Mann 11.000 Euro, um nach Deutschland zu gelangen. Dabei lief er durch den Wald, wo überall wilde Tiere waren. Siebzehn lange Tage verbrachte er in einer Hütte mitten im Wald, ohne Wasser, wo viele an Kälte und Hunger gestorben sind. Manche haben sich auch verlaufen, und bis heute weiß man nichts über ihren Verbleib.

Natürlich wurden ihr auch falsche Aussagen darüber mit auf den Weg gegeben, wie das Leben hier in Deutschland aussehen werde. Neruz hatte Angst, weil ihr gesagt wurde, dass die Regierung in Deutschland viel zu streng gegenüber Ausländern wäre: sie würde ihre

Kinder nicht erziehen können und ihnen werde alles entgegen ihrer Religion beigebracht. Heute kann sie klar sagen, dass es sich dabei um falsche Behauptungen gehandelt hat. Auf der anderen Seite dankt sie Gott dafür, hier eine wunderschöne, starke, respektvolle Frau kennengelernt zu haben, die heute wie eine Schwester für sie ist und ihr sehr viel geholfen hat. „Danke, Grazyna. Wir sind dir für immer und ewig dankbar!“, sagt Neruz.

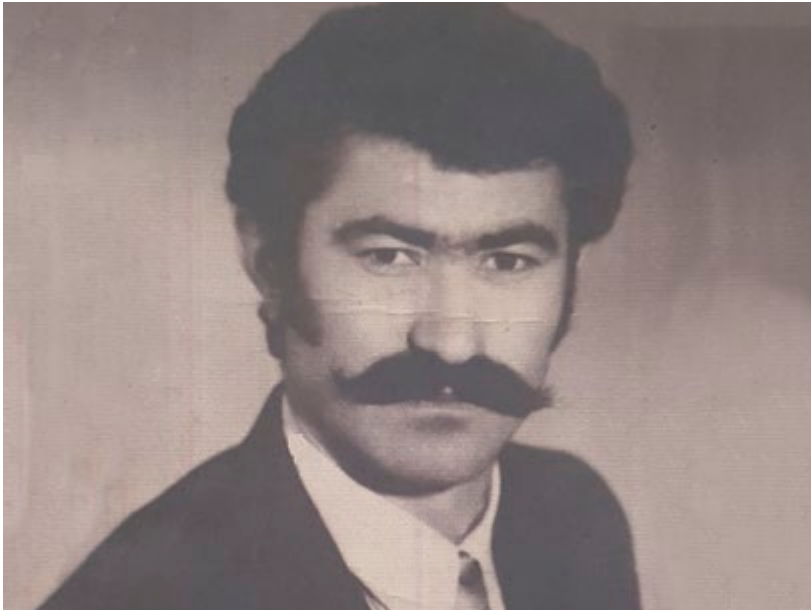
Neruz liebt es, hier zu leben, und ist dankbar für alles. Trotzdem vermisst sie ihre Heimat und ihren engsten Familienkreis, der teilweise noch in Syrien lebt. Dennoch glaubt sie, dass Heimweh sie nicht aufhalten darf, zusammen mit ihrer Familie ihre Träume zu verfolgen. Ihre Familie ist mittlerweile größtenteils in Europa verteilt. Der älteste Bruder wohnt in Hamburg und ist Wirtschaftsingenieur. Ein anderer Bruder lebt schon seit 32 Jahren in Holland, zwei weitere hat es nach England und Schweden verschlagen. Eine Schwester wohnt in Belgien. Nur eine Schwester lebt in der Türkei.

Neruz' älteste Tochter Delman arbeitet als Zahnarztassistentin. Ihr Sohn Ferat besucht die gymnasiale Oberstufe und macht sein Abitur, während ihre jüngste Tochter Telinaz auf einem Gymnasium in die fünfte Klasse geht. Sie wünscht sich, dass ihre Kinder in Deutschland Fuß fassen und auf eigenen Beinen stehen. Vor allem wünscht sie sich, dass sie gesund bleiben und in Frieden leben können.

Neruz bedankt sich bei allen, ein spezieller Dank geht dabei an Şennur Ağırbaşı, die dafür gesorgt hat, dass sie alle oft zusammensitzen und eine schöne Zeit miteinander verbringen können.

Hikmet Özkara

„In meiner Brust schlagen zwei Herzen:
ein deutsches und ein türkisches.“



Hikmet wurde am 10. April 1946 in Develi (Provinz Kayseri) in der Türkei geboren. Er war das erste von insgesamt neun Kindern. Während sein Opa mütterlicherseits vermögend war und eine Villa besaß, war seine Mutter mit dem Namen Hatice sehr bescheiden. Von zu Hause aus arbeitete sie als Schneiderin und trommelte zusätzlich auf Hochzeiten für Frauen.

Seine Eltern hatten sich bereits mit sechzehn Jahren kennengelernt, und sein Vater lief mit

seiner Mutter davon, damit er sie heiraten konnte. Hikmets Vater – der zwei Frauen hatte, da er mit der ersten keine Kinder hatte – war Schafhirte, der durch den Verkauf seiner Schafe ein kleines Vermögen aufbauen konnte.

Hikmet selbst heiratete mit siebzehn Jahren seine Frau und hatte mit ihr fünf Kinder, wovon drei Söhne aber starben. Nur seine beiden Töchter leben noch. Nach seinem vierjährigen Militärdienst wurde er schließlich Schafhirte, genau wie sein Vater.

Im Jahr 1971 fand er in Deutschland Arbeit. Mit 24 Jahren kam er also nach einer viertägigen Reise mit verschiedenen Zügen von Land zu Land in Deutschland an und begann, als Bergmann zu arbeiten. Bereits kurz nach seiner Ankunft ließ er sich von seiner Frau scheiden, da diese in der Türkei bleiben wollte. Heute hat er keine Bilder mehr von ihr. Nach der Scheidung brachte er seine Kinder zu seiner Mutter, die in einem Dorf in der Nähe Istanbul lebte. Heute sind seine beiden Töchter verheiratet und leben in den Niederlanden.

Bei seiner Ankunft in Deutschland hatte er zunächst in einem Männerheim gewohnt. Hier mussten sechs Männer in einem Zimmer schlafen. Jeder von ihnen erhielt monatlich 50 Mark, um sich Essen kaufen zu können. Die größte

Herausforderung und zugleich größte Belastung für ihn war aber das Fehlen jeglicher Sprachkenntnisse. Als er in Deutschland ankam, gab es nur einen einzigen Dolmetscher, der für alle ankommenden Migranten zuständig war.

Erschwerend kam zum Erlernen der Sprache hinzu, dass Hikmet keine Schule in Deutschland besuchte: zum einen aufgrund seines Alters und zum anderen, weil es für die Arbeit als Bergmann nicht notwendig war. Auf der Arbeit sowie im privaten Bereich kommunizierte er daher mit „Händen und Füßen“. Während dies trotz der fehlenden Bezeichnungen für die Gerätschaften auf seiner Arbeit noch einigermaßen klappte, kam es beim Einkaufen bei Edeka zu zwei Momenten, die er nie vergessen wird:

In den siebziger Jahren gab es noch nicht die Möglichkeit, die Produkte einfach selbst in den Einkaufswagen zu legen, sondern man musste die Verkäufer*innen hinter der Theke um die gewünschten Produkte bitten. So wollte Hikmet im Edeka vier Hähnchen kaufen, jedoch sagte er: „Ich will vier Mädchen haben.“ Die Leute reagierten äußerst skeptisch auf Hikmets Aussage und fragten ihn: „Welches Mädchen wollen Sie hier denn?“ Als er erkannte, dass er nicht verstanden wurde, imitierte er ein Huhn und zeigte auf die Hühnereier. Später, als er Honig kaufen wollte, summte er wie eine Biene. Nach drei Monaten intensiven Sprachkurses bestand er den abschließenden Test und verbesserte sich nach und nach.

In Deutschland lernte er dann seine zweite Frau kennen. Auf der Kirmes hatte er zwei Rosen gewonnen und sie zwei Mädchen geschenkt,

die gerade zufällig vorbeigingen. Eine der beiden Frauen wurde zu seiner Freundin und später dann zu seiner Frau. Aus der Ehe ging ein Sohn hervor. Ihr Glück hielt leider nur sechs Jahre: Sie starb an einem Tumor, während sie in der Türkei bei Hikmets Eltern war, während er arbeiten musste.

Einige Jahre nach seinem Verlust lernte er seine dritte Frau kennen, mit der er dann rund vierzig Jahre verheiratet war und drei Kinder hatte, bevor auch seine dritte Ehe in die Brüche ging. Insgesamt hat Hikmet heute vierzehn Enkelkinder.

Trotz seiner Schicksalsschläge – dem Verlust seiner drei Söhne und seiner zweiten Frau – ist er mit seinem Leben zufrieden. Mit einer Ausnahme: Er möchte nicht mehr alleine leben, sondern hofft darauf, noch einmal eine Frau kennenzulernen.

In Hikmets Brust schlagen zwei Herzen: ein deutsches und ein türkisches. Am liebsten würde er im Sommer sechs Monate in der Türkei und im Winter sechs Monate in Deutschland leben. Solange es noch irgendwie geht, wird sich seine Familie in der Türkei um ihn kümmern. Sollte er sich aber eines Tages nicht mehr helfen können, hat er beschlossen, in ein Altersheim zu gehen.

Mathilde Magarete Therese (Meyer) Kraut

„Natürlich hat das Leben Tiefen und Höhen, ich bin aber mit meinem Leben, wie es ist, zufrieden und lasse meinen Humor nicht unterkriegen.“



Mathilde wurde am 25. Mai 1936 in Wehrden geboren. Sie hatte sieben Brüder und war die einzige Tochter ihrer Eltern. Von ihren Geschwistern leben heute nur noch drei.

Zu Hause hatte sie nicht viel zu sagen, durfte keine Ausbildung machen und nicht arbeiten gehen. Zwar hatte sie eine Empfehlung für eine höhere Schule, aber sie musste sich mit dem

Volksschulabschluss nach der achten Klasse begnügen. Ihre Mutter sagte ihr ständig, sie müsse ihr helfen und sie habe keine Zeit mehr für die Schule. Sie arbeitete als Schuhverkäuferin beim Schuhgeschäft König in Völklingen. Mathilde war zwar das einzige Mädchen, aber sie musste sehr viel arbeiten und war keinesfalls die Prinzessin in der Familie. Mit sechzehn Jahren kochte sie bereits für zehn Personen.

Ihr zweitältester Bruder ist mit schon 27 Jahren gestorben: Er war erst acht Tage verheiratet, als er in der Hütte verunglückte und durch seine Beinverletzung ums Leben kam, da der Arzt ihn nicht richtig versorgt hatte. Da sein Bein nicht amputiert wurde, bekam er eine Blutvergiftung. Die Unfallschiene war abgegangen und hatte sein Bein stark verletzt. Seit sechzig Jahren ist er jetzt tot, Mathilde war damals 24 Jahre alt, bereits verheiratet und hat in diesem Jahr auch ihre Tochter bekommen.

Später sind zwei Brüder innerhalb von vier Wochen gestorben: einer an einem Hirntumor, der andere an Lymphkrebs. Der Vater ist auf der Kegelbahn tot umgefallen, da war er noch keine siebzig Jahre alt. Ihre Mutter ist nach ihrem Vater mit 68 Jahren an einem Hirnschlag verstorben – damals war Mathilde vierzig Jahre alt.

Kurz bevor sie 21 wurde, kam eine Frau zu ihr und wollte Schuhe haben, und Mathilde hat ihr ihre gegeben. Diese Frau sagte zu ihr, dass sie einen blonden Mann heiraten und fünf Kinder bekommen würde. Damals hatte Mathilde aber einen schwarzhaarigen Freund und war von ihm schwanger. Der betrog sie jedoch kurz darauf, aber ein Jahr später, 1959, traf sie dann tatsächlich einen blonden Mann. Mathildes zukünftiger Mann spazierte immer mit seinem Schäferhund durch die Stadt, um sie zu sehen. Ihre Eltern lehnten ihn ab, da sein Vater einen schlechten Ruf hatte und Alkoholiker war. Sie sagt aber, dass ihr Schwiegervater, der bei der Post gearbeitet hatte, ein guter Mensch war.

Trotz des Widerstands der Eltern heirateten die beiden. In der Kirche St. Josef in Wehrden wurde die beiden getraut. Als Hochzeitskleid trug sie ein schwarzes Spitzenkleid mit gelbem Unterkleid, „todschick“ Mathildes Worten zufolge, dazu spitze Schuhe. Sie sagt, dass ihre Hochzeit der glücklichste Tag in ihrem Leben war. Sie war eine gute Tänzerin, ihr Mann eher nicht. Ihr Mann war zwar auch musikalisch, nur tanzte er nicht gern. Ihr Stammlokal war die Weltkulturhalle.

Ihr ältester Sohn wusste nicht, dass er nicht sein leiblicher Vater war, bis er etwa vierzehn Jahre alt war; erst bei seiner Firmung erfuhr er es und verkräftete dies nicht gut. Später lernte er aber seinen leiblichen Vater kennen. Mathilde bereut, dass sie es ihm nicht schon früher gesagt hat. Sie hat vier Söhne und eine Tochter. All ihre Kinder sind verheiratet, mittlerweile hat sie sogar acht Enkel und sechs Urenkel. Ein ausgebildeter Tenor war der Lebensgefährte von einem von Mathildes Enkeln.

Mathildes Mann musste später einen Herzschrittmacher tragen – sie versorgte ihn und zog ihn an, da er das alleine nicht mehr konnte. Trotzdem fuhr er mit in Urlaub, denn in dem Jahr, in dem er dann schließlich gestorben ist, wollte er noch ein letztes Mal in den Schwarzwald. Am Urlaubsort fiel er dann im Bad um. Damals wog er mehr als 100 Kilogramm, Mathilde hat ihn trotzdem hochgehoben. Und dann ist er im Sitzen gestorben. Am Morgen hatte er noch Fußpflege und es ihm ging es recht gut – nichts hatte auf seinen plötzlichen Tod hingedeutet, erzählt sie.

Jetzt wohnt Mathilde alleine. Ihre Tochter war in psychischer Behandlung wegen des Todes des Vaters, der sie sehr mitgenommen hat. Mathilde war damals sehr tapfer und ist gut mit dem Tod umgegangen – dennoch fließen Tränen, wenn sie heute darüber spricht. Sie hatte ein sehr gutes Verhältnis zu ihrem Mann. Mathilde fällt es noch heute schwer, alleine zu bleiben, und braucht den Kontakt zu anderen Menschen.

Mathilde ist in Wehrden geboren und wohnt immer noch hier. Ihr Elternhaus zu besuchen, fällt ihr dennoch schwer. Zwei ihrer Brüder wohnen noch dort; ein Bruder hat nie geheiratet, er ist 72 Jahre alt. Mathilde würde nie von hier wegziehen wollen, denn Wehrden ist ihre Heimat, und man sagt ja auch: Der schönste Weg auf Erden, das ist der Weg nach Wehrden; weil es hier schöne Mädchen gibt.

Früher gab es drei Kinos in Wehrden und an allen Ecken Geschäfte, berichtet sie. Der Stadtteil war sehr lebhaft und hatte sogar einen Bahnhof. Mathilde erzählt weiter, dass

die Frauen früher an Fasching maskiert waren bis Mitternacht – dann haben sie die Masken abgenommen, und die Männer konnten sehen, mit wem sie sich unterhalten haben. Die Frauen gingen dabei immer im Raum umher und haben kaum gegessen. Zu ihrer Zeit waren die Jugendlichen auch immer zu Fuß unterwegs, erzählt Mathilde, sogar von Saarbrücken bis nach Völklingen sind sie gelaufen.

Von der Kriegszeit berichtet sie Folgendes: Im Jahr 1939 wurde die Rote Zone erstmals evakuiert. Die Familie musste ihre Heimat innerhalb kürzester Zeit verlassen, wurde nach Braunschweig evakuiert und kehrte dann 1940 wieder zurück. Saar war in zwei Hälften geteilt, sie mussten trotzdem noch zur Schule. 1944 erfolgte die zweite Evakuierung, bis sie 1945 wieder zurückkehren konnten. Im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach gab es für private Personen kaum Benzin, und deshalb wurde viele Autos mit Holzgas betrieben.

Mathildes Vater war während des Krieges in der Schweiz. Nach dem Kriegsende ist er wieder aufgetaucht und hat niemals über den Krieg gesprochen. Man wusste, dass er zeitweise in Russland war, später in die Schweiz gelangte und von dort aus zu Fuß wieder zurückgekommen ist. Sonst aber nichts. Die schlimmsten Erfahrungen hat ihr Cousin gemacht. Nach dem Krieg ist er zwar zurückgekehrt, aber er war nicht mehr der Alte und hat auch nie geheiratet. Psychisch hat ihn das Erlebte zeitlebens stark belastet.

Während der Vater im Krieg war, blieben alle Kinder bei der Mutter zu Hause. Der Jüngste war gerade ein Jahr alt, als er krank wurde. Der Arzt

sagte, dass er deshalb nicht mit nach Hause zu all den anderen Kindern könne, deshalb hat ihn der Onkel aufgenommen und auf ihn aufgepasst. Daher hat er seinen Onkel Papa genannt.

Ab Mitte der fünfziger Jahre kamen die ersten Gastarbeiter, als Erstes Italiener, später kamen auch türkische Gastarbeiter nach Völklingen, denn für die Grube und Hütte wurden immer mehr Arbeitskräfte gesucht. Mathildes Mann war angestellter Meister, und deshalb kam einmal ein Türke mit einem Dolmetscher zu ihnen, um Urlaub zu beantragen. Sie stellen ihnen etwas zu essen auf den Tisch, doch die beiden nahmen nichts davon. Ihre Tochter Sylvia sagte dann zu ihr: „Mama, du musst ihnen etwas mit Käse geben, das ist doch Schweinefleisch!“ Vielleicht hätten sie dann etwas gegessen. Der Dolmetscher fragte Mathilde, welche Schuhgröße sie habe, und am nächsten Tag schenkte der türkische Herr ihr rote Pailletten-schuhe und ihrem Mann Rasierwasser.

Als dieser beim türkischen Barbier die Haare geschnitten bekam, begleiteten sie ihn, weil er sich nicht verständigen konnte. Keiner sprach mit ihr, doch irgendwann kam jemand raus und meinte: „Ausländer raus!“, woraufhin einige lachten und meinten: „Sei leise – du bist selbst Italiener.“ Mathilde und ihr Mann sagten dann, dass sie hier aus Wehrden kämen und den türkischen Gastarbeiter begleiten würden, um ihm zu helfen.

Salima Titi

„Ich bin sehr froh, dass meine Söhne einen Beruf gelernt haben und auf eigenen Beinen stehen. Das war für uns sehr wichtig!“

Salima wurde am 5. Januar 1971 in Algerien geboren. Sie hat noch acht Geschwister: vier Brüder und vier Schwestern. Sie ist das zweitälteste Kind. All ihre Geschwister leben in Algerien, außer eine Schwester, die in Metz wohnt.

Sie heiratete bereits mit fünfzehn Jahren ihren 25-jährigen Cousin. Ihr Vater ist der Bruder ihrer Schwiegermutter. Sie wurde gefragt, ob sie ihren Cousin heiraten möchte. Nach ihrer Zusage wurde ihre Hochzeit sehr groß gefeiert. In Algerien werden Hochzeiten mit bis zu fünf- bis sechshundert Personen gefeiert, meistens sind Frauen und Männer dabei in getrennten Räumen. Besondere Spezialitäten aus Algerien sind Couscous und grüner Tee mit Pfefferminze, was Salima auch hier gerne noch zubereitet.

Salima lebt seit 1993 in Deutschland. Damals war sie 22 Jahre alt und hatte zwei Söhne, einer zwei, der andere vier Jahre alt. Später bekam sie noch zwei weitere Kinder. Ihr Mann arbeitete bei der Firma Schumann in Saarbrücken. Meistens war er auf der Arbeit und sie war alleine mit vier Kindern zu Hause. Ihr Mann arbeitete bis 2015 als Lkw-Fahrer und fuhr lange Strecken. Deswegen war oft tagelang weg. Seit 2015 ist er nur noch in der näheren Umgebung unterwegs.



Salima lernte die deutsche Sprache vor allem durch ihre Kinder und Aktivitäten mit anderen Frauen. Zu Beginn waren es schwere Zeiten für sie: ohne die Sprache zu beherrschen und ohne Kontakte. Sie hatte nur eine türkische Nachbarin, die auch nicht so gut Deutsch sprach. Dennoch haben sie sich mit ihrem begrenzten Wortschatz und mithilfe von Händen und Füßen sehr gut verständigen und gegenseitig





helfen können. Sie lachten viel über ihre eigenen Sprachfehler. Das war ihr erster Kontakt zur deutschen Sprache. Nach fast dreißig Jahren erinnert sie sich immer noch voller Dankbarkeit an diese besondere türkische Freundin. Ihre Söhne sind heute 32, 29, 25 und 21 Jahre alt. Der älteste Sohn arbeitet in Hamburg in einer Zeitungsdruckerei. Ihr Zweitältester ist Kranken- und Gesundheitspfleger. Der Drittälteste arbeitet bei der Firma Hama im Außendienst, und der jüngste Sohn besucht die Abendschule.

Der zweite Sohn war mit einer deutschen Frau verheiratet und hat aus dieser Ehe einen Sohn. Ihr Enkelkind ist elf Jahre alt. Sie vergöttert den Jungen und freut sich immer riesig, wenn er am Wochenende bei ihnen ist. Er kann ein klein wenig Arabisch verstehen, aber nicht sprechen.

Salima möchte am liebsten jeden Sommer nach Algerien fahren, sie will aber nicht für immer dortbleiben, da ihre Kinder alle in Deutschland leben. Sie wünscht sich für ihre Kinder, dass sie in Deutschland bleiben und arbeiten.

Edgar Flick

„Das Leben geht immer weiter.
Ich empfehle euch, viel zu unternehmen!“



Edgar wurde im Oktober 1935 in Fürstenhausen geboren. Sein Vater arbeitete auf der Völklinger Hütte und seine Mutter war Hausfrau. Er kann sich noch gut daran erinnern, dass er und seine Familie während des Zweiten Weltkriegs von Fürstenhausen nach Thüringen evakuiert wurden, obwohl er da gerade einmal drei Jahre alt war. An dem Abend konnte die Mutter auf dem Stroh nicht schlafen. In Thüringen wurden sie bei Bauern untergebracht. Dort besuchte er auch den Kindergarten, bis er irgendwann aus

dem Fenster abgehauen ist – daher durfte er den Kindergarten nicht mehr besuchen.

Danach zogen sie nach Asbach um, etwas später konnten sie nach Fürstenhausen zurückkehren. Edgar wurde dort 1942 eingeschult. Im Jahr 1943 besuchte er die Grundschule. Nachts gab es immer Fliegeralarm. Edgar erzählt, dass Röchling und Völklingen von Krieg weitgehend verschont wurden. Saarbrücken wurde im Oktober 1944 in einer Nacht zerbombt. Die Armee blieb drei Monate lang in Metz und traute sich nicht, nach Deutschland und somit auch nach Völklingen zu kommen. Während des Zweiten Weltkriegs war Edgars Bruder mit fünfzehn Jahren Flakhelfer.

Im Jahr 1944 wurde der letzte Zug aus Fürstenhausen nach Franken evakuiert. Das gesamte Gepäck wurde mit einem Elektrofahrzeug zum Zug gebracht. Edgars Mutter war hochschwanger, und als sie in Amberg ankamen, wurde sie sofort ins Krankenhaus gebracht, wo seine Schwester zur Welt kam. Edgar blieb allein auf den Bahnsteig zurück. Ihr Gepäck war im Flüchtlingszug zurückgeblieben – erst nach einem halben Jahr tauchte es wieder auf.

Dann kehrten die Familie wieder nach Asbach zurück, und von dort aus ging es 1945 nach Kriegsende endlich zurück nach Fürstenhausen.

Dort wohnten sie dann in der Jakob-Johannes-Straße, der heutigen Gutenbergstraße. Zusammen mit fünf oder sechs weiteren Familien fuhren sie in einem Viehwaggon zurück. Sechs Wochen lang waren sie unterwegs, bis sie schließlich wieder in ihrer Heimat angekommen waren. Dort bekamen sie wenig zu essen. Während der Fahrt hatte Edgars jüngere Schwester von den amerikanischen Soldaten Trockenmilch bekommen, da es keine Milch gab.

Edgar hatte die Schule in Fürstenhausen besucht, wo er acht Jahre lang in derselben Klasse war. Zu Kriegszeiten hatten die Kinder jeden Tag zwei Stunden Unterricht: die erste Gruppe von acht bis zehn und die zweite von zehn bis zwölf Uhr. Sie hatten ein Jahr lang gar keine Schule aufgrund des Fliegeralarms. Edgar erzählt, dass die amerikanischen Soldaten den Kindern gegenüber großzügig waren und ihnen Schokolade und Kaugummis geschenkt haben. Ein Jahr nach Kriegsende konnte er wieder zur Schule gehen. Die Familie litt Hunger, sie hatten kaum etwas zu essen. Edgar hat in dieser Zeit Äpfel, Kartoffeln und Kirschen gestohlen. Dies hat er wegen des Hungers getan; nach seinen Worten handelte es sich dabei nicht um klauen, sondern er „organisierte“ die Lebensmittel. Zwar hatte seine Familie viel Geld auf der Bank, aber damit konnten sie nichts mehr anfangen.

Im Jahr 1950, also mit fünfzehn Jahren, fing er eine Lehre als Schlosser an, 1952/53 trat er in die politische Jugendgruppe SAJ ein. Mit dieser Gruppe waren sie Ski fahren, die Kosten hatte damalige Minister übernommen. Als sie mit dem Minister essen waren, haben alle Salat bekommen. Edgar wusste nicht, was er mit

Salat anfangen sollte. Der Minister hat ihn mit dem Messer geschnitten, und Edgar hat einfach das Gleiche getan. Die Zeit in der Jugendgruppe betrachtet Edgar als erfolgreiche Jahre.



In den Jahren 1947 bis 1950 erfolgte der wirtschaftliche Anschluss am Frankreich, alle mussten Französisch lernen. 1947 erlangte das Saarland eine Teilautonomie unter französischer Aufsicht und bekam eine eigene Geldwährung: Die Reichsmark, die erst von der Saar-Mark abgelöst worden war, wich dem französischen Franc, dabei gab es auch „Saar-Franken“, Münzen mit saarländischer Prägung. Deutschland hatte alles, auch den 2CV. Für die Olympischen Sommerspiele 1952 wurden viele Sportler*innen nach Melbourne geschickt.



Das Saarland marschierte bei der Eröffnungsfeier vor Deutschland ein. Die 37 Wettkämpfer*innen waren erfolgreich. Bei der WM-Qualifikation in Oslo 1954 gewann das Saarland gegen Norwegen, und Deutschland spielte unentschieden. Fritz Walter war 1954 Kapitän der deutschen Fußball-Nationalmannschaft. Helmut Schön war ab 1952 Nationaltrainer beim Saarländischen Fußballbund und wurde 1964 zum deutschen Bundestrainer.

Edgar lernte an Fasching 1957 seine Frau Hildegard kennen, die auch aus Völklingen kam. Zu dieser Zeit arbeitete er an der Völklinger Hütte. Mit seiner Frau machte er in Österreich in der Nähe von Salzburg Urlaub, was damals

unheimlich preiswert war: Es kostete sieben Mark oder 27 Schilling. Im Jahr 1959 durften Mann und Frau nicht beieinander übernachten, wenn sie nicht verheiratet waren; dieses Gesetz wurde erst im Jahr 1972 abgeschafft.

Sie heirateten an einem Samstag im Jahr 1960. Morgens waren sie auf dem Standesamt, und danach gingen sie in die Kirche. In der Kirche war das Musik mal laut, mal leise ... Etwas später bemerkten sie, dass der Pastor nicht da war. Danach gingen sie zum Mittagessen, und von dort aus brachen sie zur Hochzeitsreise ins Glottertal auf. Edgar war bei der Hochzeit 25 und Hildegard 21 Jahre alt.

Zusammen mit seiner Frau war er in zwanzig Vereinen aktiv. Edgar und Hildegard haben zudem sehr viele Reisen miteinander unternommen, unter anderem sieben Kreuzfahrten, weshalb er auch schon oft in der Türkei war. Bei diesen Kreuzfahrten besuchten sie Ägypten, die Türkei (Ephesus), Venedig (St. Markus), die Akropolis in Griechenland, St. Petersburg, Florida, den Nordpol, Spitzbergen und die Krim. Seine Frau ist leider im Jahr 2008 verstorben.

Im Jahr 1969 machte Edgar einen Verbesserungsvorschlag für die Produktion und Lagerhaltung bei der Hütte. Dafür bekam er die höchste Prämie. Sein Name erschien in den Zeitungen, und er besuchte die Akademie der Arbeit. Er hatte 200 Arbeiter, davon viele Türken, und neun Vorarbeiter unter sich. Bis zum Jahr 1986 wurde kräftig Personal eingespart, da hatte er nur noch 28 Mitarbeiter. Bald hörte er mit der Arbeit an der Hütte auf. Edgar war zudem Mitglied des Völklinger Stadtrats.

Edgar wurde zum Chef des Skiclubs in Völklingen: Mit ihm verdoppelten sich die Mitgliederzahlen, der Club war erfolgreich und wurde mehrere Male Saarlandmeister. Sie unternahmen viele Fahrten mit den Mitgliedern, beispielsweise nach Österreich, der Club hatte auch ein Haus im Schwarzwald. Lange Jahre war er Mitverantwortlicher. Edgar erzählt, dass es sehr schöne und interessante Zeiten für ihn waren.

Nachdem er mit der Arbeit an der Hütte aufgehört hatte, ging er vielen Aktivitäten nach. So war er als Gasthörer für Geschichte an der Universität eingeschrieben. Auch spielte er in Theaterstücken mit, beispielsweise als Gespenst

in Allgäu. Darüber hinaus schrieb und spielte er Sketche bei der AWO und war Leiter einer Volkstanzgruppe.

Edgar besucht gerne Konzerte und geht gerne ins Theater. Er sagt, dass wir im Saarland auch schöne Ecken und historisch einmalige Gegebenheiten haben und nicht unbedingt weit weg fahren müssen. Viele wissen beispielsweise nicht, dass die Vorfahren des US-Präsidenten Eisenhower aus Karlsbrunn im Warndt stammen. Ihre Grabstätte kann in Warndt besucht werden. Nach seiner Meinung sollten folgende Sehenswürdigkeiten unbedingt besichtigt werden: das älteste Fundstück im Saarland, der Faustkeil im Museum Saarbrücken, Deutschlands ältestes Kloster in Tholey, die St. Arnualer Kirche mit beeindruckenden Fenstern und Grabstätten, die Schloss- und die Ludwigskirche in Saarbrücken, der Gollenstein (Menhir) in Blieskastel, der ca. 5.000 Jahr alt ist, das keltische Fürstengrab von Reinheim und das römische Fußbodenmosaik in Nennig. Abschließend sagt er mit seinen 86 Jahren: „Das Leben geht immer weiter. Ich empfehle euch, viel zu unternehmen!“

Quartiersprojekt „Nachbarn kommen zusammen“

Das Quartiersprojekt „Nachbarn kommen zusammen“ engagiert sich für eine bessere Versorgung sowie eine aktive gesellschaftliche Teilhabe der vor allem älteren Menschen in Völklingen-Wehrden – insbesondere der Anwohner*innen aus unterschiedlichen Herkunftsländern. Durch die Beteiligung der Menschen können Strukturen geschaffen werden, die ein langes Wohnen in der häuslichen Umgebung ermöglichen. Dazu gehören passgenaue Angebote und das Bereitstellen von wichtigen Informationen, beispielsweise über ambulante Versorgungsmöglichkeiten und die Beantragung von Hilfen vor Ort sowie die Planung und Umsetzung gemeinsamer Veranstaltungen und Aktionen. Durch ein enges Miteinander von Einrichtungen, Initiativen, Dienstleistern sowie Schlüsselpersonen und Angehörigen schaffen wir ein gelingendes Miteinander und bringen Menschen zusammen. Unsere Angebote sind für alle Bewohner*innen verschiedener Generationen und Altersgruppen offen, wenden sich aber vorrangig an Senior*innen.

